



Retter des Universums

Sozial motivierte Unternehmer wie Tesla-Gründer Elon Musk werden wie Helden gefeiert. Dabei wird häufig übersehen, dass diese Verehrung Gefahren mit sich bringt

TEXT Bijan Kafi



PROFIL

BIJAN KAFI

Der 41-Jährige war bis 2015 Pressesprecher der ägyptischen SEKEM-Initiative, einem mit dem Alternativen Nobelpreis ausgezeichneten Sozialunternehmen. Kafi lebt heute in Berlin und berät gemeinnützige Einrichtungen und Initiativen in der Öffentlichkeitsarbeit

Als Junge wollte ich Busfahrer werden, aber ich vermute, mit einem so tief gesteckten Ziel geben sich Kinder heute nicht mehr zufrieden. Ich nehme an, sie wollen stattdessen Elektroautos bauen, Hacker werden oder Raketen in den Weltraum schießen wie der US-amerikanische Milliardär Elon Musk. Er steht, gemeinsam mit vielen anderen sozial engagierten Unternehmern, für den modernen Weltbürger mit sozialem Gewissen, der zu vollbringen scheint, was Staaten nicht gelingen will: revolutionäre Ideen verwirklichen, Menschen begeistern, dabei gut verdienen und obendrein die Welt für alle ein bisschen besser machen.

Ein solcher Individualismus als Motor gesellschaftlicher Veränderung hat gerade Hochkonjunktur. Auch hinter der Diskussion um ein bedingungsloses Grundeinkommen steht dieses Gesellschaftsbild: Hier wie dort sollen persönliche Freiheit, materielles Glück und eine bessere Welt für alle gleichberechtigt vereinbar sein. Die Idee ist: je größer die Freiheit des Einzelnen, desto größer auch das gesamtgesellschaftliche Wohlergehen. Wie die vielen Individualisten allerdings am Ende harmonisch zusammenkommen sollen, ist selten klar. Sind sie erst von allem Zwang befreit, so die Erwartung, folge das Gemeinwohl auf dem Fuße.

An der Universität Oxford wurde unsere Verehrung starker Unternehmerpersönlichkeiten jetzt untersucht. Das „Heropreneurship“-Projekt sieht in ihnen allerdings weniger einen Segen als eine Gefahr. Der „Heropreneur“, so die Wissenschaftler, sei der bewunderte Gründer, der sich für den Anstoß gesellschaftlicher Veränderung halte. Politischer Wandel sei für ihn in erster Li-

FOTO Charlotte Fischer

nie eine unternehmerische Herausforderung. Gemeinschaften betrachte er wie große Unternehmen, deren Probleme vor allem geschäftsmännischer Lösungen bedürften. Viele meinten, solche missionsgetriebenen Individuen führten durch ihr unternehmerisches Genie disruptiven Wandel herbei, schneller und effizienter als jeder Staat. Eine ziemlich naive Annahme, so die Studie.

Denn ob die Helden-Unternehmer überhaupt einen Wandel auslösen, ist gar nicht so sicher. Ihr öffentliches Bild befeuert dennoch unser Verlangen nach Selbstbestimmung. Wer heute auf der Suche nach gesellschaftsverändernden Geschäftsideen eines der beliebten „Initiativ-Camps“ besucht, kann beobachten, wie schwer es vielen Teilnehmern fällt, sich ihren gesellschaftlichen Beitrag anders als unternehmerisch vorzustellen. Sie stammen meist aus Wohlstandsländern und beschäftigen sich emsig damit, Geschäftsmodelle für Probleme zu entwickeln, die sie allenfalls aus den Nachrichten kennen. Die mit viel Selbsterfahrung garnierten Camps haben schnell verwertbare Ergebnisse im Sinn. Gesellschaftliche Machtverhältnisse – oder gar ihre Veränderung – sind dabei nebensächlich.

Das freut wiederum viele Politiker, die sich redlich mühen, den „Bürger-als-Unternehmer“ zum Gesellschaftsideal zu erklären. Um Geld in den Sozialkassen zu sparen, investieren sie Mittel lieber in die Förderung seiner finanziellen Selbständigkeit. Auch NGOs haben das bemerkt und kehren traditionellen Werten wie Gleichberechtigung oder Solidarität den Rücken, weil die im Ruch stehen, Unselbständigkeit zu fördern. Dass, was finanziell nicht auf eigenen Beinen steht, auch moralisch zweifelhaft sein muss, ist ein Meinungstrend, der auch Schulabgänger mit sozialen oder künstlerischen Interessen zutiefst verunsichert. Sie fühlen sich von einer Gesellschaft unter Druck gesetzt, die ihrem gesellschaftlichen Beitrag kaum Wertschätzung entgegenbringt, während sie neue Geschäftsideen als „soziale Innovationen“ bezeichnet.

Das alles macht natürlich weder soziales Unternehmertum noch ein Grundeinkommen weniger wünschenswert. Von mehr Unternehmen, die sich um die Umwelt und das Wohl ihrer Mitarbeiter sorgen, profitieren wir alle. Trotzdem sollten wir uns fragen, woher unsere vermeintlich so modernen Ideale eigentlich stammen. Was wir an Individualisten bewundern, ist das romantische Ideal, dass sie ihre Potenziale scheinbar frei von allen Zwängen verwirklichen. Was sie anfassen, begeistert Menschen; sie wirken wie begnadete Künstler, deren Eingebungen wir Normalsterbliche nicht begreifen.

Das Problem ist nur, dass ihre grenzenlose Kreativität noch kein befriedigendes Miteinander garantiert. Denn das hängt von Gütern ab, die eine Gesellschaft gemeinsam hervorbringt und von denen nur wenige mit Geld zu tun haben. Gleiche Rechte, zum Beispiel, für Unternehmer wie für Busfahrer, ihre Gesellschaftsvisionen gemeinsam zu gestalten. Hinter unserer Bewunderung für den unabhängigen Unternehmer steckt nämlich auch der Zweifel daran, Wandel durch Dialog und Zusammenarbeit zu erreichen.

Freiheit in einer Gesellschaft bedeutet nicht, unabhängig von anderen zu sein – sie besteht vor allem aus Bindungen, die wir freiwillig eingehen. Der Berliner Philosoph Byung-Chul Han be-

schreibt es so: Die Worte Freiheit und Freundschaft entstammen derselben Sprachwurzel. Frei zu sein, meint eigentlich, in guter Verbindung zu stehen. Was es deshalb neben Menschen, die auf ihre Ideen vertrauen, vor allem braucht, sind mehr Gelegenheiten für gleichberechtigte Mitgestaltung. Sozialunternehmertum ändert in der Regel nichts daran, dass einige wenige über das Wohlergehen vieler anderer entscheiden. Es kann anmaßend sein, wenn Jungunternehmer nicht nach ihrem Recht fragen, gesellschaftlichen Wandel für andere anzustoßen, besonders in Weltregionen mit schwacher Demokratie. Erfahrungen aus der Entwicklungszusammenarbeit zeigen, dass Unternehmen deren Institutionen häufig mit Geringschätzung begegnen. Hier kommt auch das Grundeinkommen an seine Grenzen, denn in anderen Weltregionen sind es oft gerade Abhängigkeiten von Clan oder Familie, die persönliches Freiheitsempfinden begründen.

Die neuen Freiräume, die zum Beispiel ein Grundeinkommen durchaus schaffen könnte, wären eine gute Sache. Aber dessen

„Der Studie nach sind die modernen Unternehmerhelden wie Zahnbürsten. Aber wir brauchen nicht noch mehr Zahnbürsten. Wir wollen mehr saubere Zähne!“

Befürworter tun so, als stehe und liefe unser Wohl als Gesellschaft mit dem Ausmaß persönlicher Unabhängigkeit. Doch wie frei würden uns unsere Gesellschaften, die seit langem auf die Überhöhung unseres kommerziellen Egos gebaut sind, eigentlich lassen? Sollten wir nicht gemeinsam bestimmen, wie viel Raum wir dem Profit einräumen wollen?

Vielleicht hat unser Freiheitsbedürfnis deshalb weniger mit Unabhängigkeit als mit dem diffusen Gefühl zu tun, dass wir als Gesellschaft aneinander vorbeireden. Die meisten Entscheidungen darüber, wie wir leben wollen, werden in Behörden gefällt, deren Mitarbeiter ebensowenig von unseren Bedürfnissen wissen wie die neuen Unternehmerhelden. Uns fehlen Räume der Begegnung und Teilhabe, die uns zeigen, was die Konsequenzen unserer persönlichen Bedürfnisse sind, wie sie mit anderen zusammenhängen, was wir voneinander brauchen und wie wir beschließen können, was wir als Gesellschaft wollen. Nur die britische Grundeinkommensinitiative fordert bisher zum Geld auch einen „neuen sozialen Vertrag“, der von allen vereinbart, aber nicht staatlich erzwungen wird.

Die Wissenschaftler des „Heropreneurship“-Projekts vergleichen die modernen Unternehmerhelden mit Zahnbürsten. „Aber wir wollen nicht noch mehr Zahnbürsten. Wir wollen mehr saubere Zähne“, sagen sie. Wenn wir beides verwechseln, kann es sein, dass wir den Erfinder der Ein-Dollar-Brille für Arme bewundern, während wir die tiefe Ungerechtigkeit übersehen, durch welche die Ärmsten rechtlos sind – weil wir verlernt haben, ihre Besserstellung als ganze Gesellschaft zu wollen.